

## **„In Nairobi I have my House, upcountry I have my Home“ – Berufstätige Frauen zwischen Land und Stadt in Kenia**

**Johanna Dellantonio**

*„Migration is a complex process, involving people and institutions in different locales inter-acting in a variety of ways over time. For women as well as men, connections with the home-town are crucial, and continue to influence behaviour and actions long after the specific act of moving takes place“ (Trager 1995: 286).*

Migration in Afrika, wie in vielen anderen Regionen, beinhaltet nicht nur eine Bewegung von einem Ort zu einem anderen Ort, sondern bedeutet auch das Entstehen und Aufrechterhalten von Beziehungen und Netzwerken zwischen Personen, Orten und Institutionen. Diese Netzwerke erleichtern einerseits die Migration von anderen Menschen, indem sie Informationen, materielle und finanzielle Unterstützung bieten. Andererseits garantieren sie nach einer Migration weiterführende gegenseitige Unterstützung, können in Notsituationen eine informelle Versicherung darstellen, übermitteln Informationen zwischen verschiedenen Regionen und beeinflussen das Verhalten, den Status, die Rolle und die Erwartungen der in den Migrationsprozess involvierten Personen. Diese Annahmen gelten für Migranten wie für Migrantinnen, wobei sich die Motivation, die konkrete Ausformung von Beziehungen zwischen Orten und Personen sowie die Rolle der an Netzwerken Beteiligten unterscheiden kann.

Während frühe Migrationstheorien auf den Migrationsprozess selbst und migrationsauslösenden Faktoren fokussierten, konzentrieren sich neuere Ansätze, wie etwa Netzwerkansätze oder Transnationale Ansätze zunehmend auf die Folgen von Migrationsbewegungen, auf Netzwerke, transregionale und transnationale Räume, welche durch eine Migration geschaffen werden (vgl. Basch, Glick-Schiller, Blank Szanton 1992). Insbesondere transnationale Ansätze sehen in Migration keine endgültige Bewegung von einem Ort zu einem anderen, sondern gehen davon aus,

dass „migrierende Subjekte ständige Beziehungen sowohl mit A als auch mit B etablieren und sich zwischen A und B dauerhafte Bezüge herstellen, die wiederum auf die migrierenden Subjekte zurückwirken“ (Apitzsch 2003: 66).

Während die Migration von Männern, deren Land–Stadt Beziehungen, die Folgen ihrer Abwesenheit und die daraus resultierenden Veränderungen in der Wahrnehmung, Erwartung und Ausformung der Geschlechterrollen und Beziehungen in vielen Studien dokumentiert sind (vgl. z.B. Coquery–Vidrovitch 1997: 73 ff; Findley 1997: 125 ff; Francis 2002; Leliveld 1997: 1839; Nelson 1992; O’ Laughlin 1995), ist wenig darüber bekannt, welche Rolle Migrantinnen in internen Migrationsbewegungen und Netzwerken zwischen verschiedenen Regionen spielen und wie sich ihre aktive Rolle im Zuge einer Migration verändert (vgl. Trager 1995: 269; Wurster/ Ludwar–Ene 1995: 153). So schreiben Wurster und Ludwar–Ene: „Women were still perceived as dependent migrants even when there were already increasing numbers of young girls and women who migrated to the towns independent of a man“ (Wurster/ Ludwar–Ene 1995: 154). Obwohl in einigen Ländern Afrikas der Anteil von Frauen an internen Migrationsbewegungen in absoluten Zahlen tatsächlich niedriger ist als jener von Männern (vgl. Gugler 1997: 87), ist der relative Anteil von Frauen kontinuierlich im Steigen, was sich unter anderem in dem nunmehr ausgeglichenen Geschlechterverhältnis in vielen kenianischen Städten niederschlägt (vgl. Kenya Analytical Report in Migration and Urbanisation 2004: ix, 38ff; vgl. auch Nelson 1992: 132; Khasiani 1995: 10).

Diese neueren Ergebnisse stimmen mit der früheren Annahme „that women have been drifting into the urban centres, either for education, seeking jobs, staying with their relatives or joining their husbands“ (Kenya Analytical Report in Migration and Urbanisation 2004: ix) überein. Nachdem Land–Stadt Migration nicht nur eine Möglichkeit darstellt, Ehepartner bzw. Verwandte zu begleiten oder bessere Ausbildungsmöglichkeiten in Anspruch zu nehmen, sondern auch Arbeitsmöglichkeiten im formellen Sektor mehrheitlich in Städten lokalisiert sind, ist in den vergangenen Jahren eine „new category of female migrants“ in urbanen Zentren entstanden: „working women with a specific view of urban life and of life in rural areas“ (Wurster/ Ludwar–Ene 1995: 154). Diese neue Kategorie von

Migrantinnen wird auch von Nelson erwähnt als „well educated, elite women, both married and unmarried“ (Nelson 1992: 134).

Die Begriffe „gut ausgebildet, Elite“ lösen oft eine Assoziation zu „unproblematischer, erfolgreicher Migration“ aus und führen dazu, dass dieser Gruppe in der Fachliteratur selten mehr als ein Absatz gewidmet wird. Tatsächlich aber werden die meisten Migrantinnen, welche zu dieser Gruppe gehören, erst durch ihre Migration in die Stadt zu erfolgreichen Karrierefrauen, während sich ihre Ausgangssituation - zumindest ökonomisch - selten von der jener Migrantinnen unterscheidet, welche im informellen Sektor in der Stadt arbeiten.

Der vorliegende Artikel fokussiert daher im ersten Teil auf die Migrationserfahrungen von Karrierefrauen, die Bedeutung dieser Erfahrungen als Lernprozess, und die Sichtweise auf das Leben in der Stadt beziehungsweise am Land. Ausgehend von der Frage, ob Migrantinnen „stadtorientierter“ sind als Migranten konzentriert sich der zweite Teil auf Kontakte zu den Herkunftsregionen, die geprägt sind von Unterstützungsleistungen unterschiedlicher Art, von wechselseitigen Besuchen, und von unterschiedlichen Erwartungen, die die Zurückgebliebenen an die Migrantinnen richten. Im abschließenden Teil wird auf die Beziehung zwischen Migration, beruflicher Karriere und Statusgewinn in der Herkunftsregion wie auch in der Zielregion eingegangen. Mit Blick auf die Ergebnisse der Studie wird resümiert, ob und in welchem Ausmass erfolgreiche Migrantinnen durch einen eventuellen Statusgewinn in der Lage sind, gesellschaftliche Strukturen in der Herkunftsregion zu verändern und insbesondere den Lebensstandard von Frauen und Mädchen zu verbessern.

### **Methode und Untersuchungsgruppe:**

Der vorliegende Beitrag basiert auf einer dreimonatigen Forschung, die Oktober 2004 bis Januar 2005 in Nairobi durchgeführt wurde und stellt einen Ausschnitt einer Diplomarbeit zu Land-Stadt Migration von berufstätigen Frauen in Kenia dar. Um ein möglichst umfassendes Bild der Migrationserfahrungen berufstätiger Frauen zu erhalten, wurden insgesamt 27 lebensgeschichtliche Interviews und zwei Gruppendiskussionen durchgeführt. Die Daten wurden nach den Ideen der Grounded Theory von

Glaser und Strauss analysiert (vgl. Strauss 1991) und mit sozioökonomischen und soziokulturellen Daten zu Kenia bereichert.

Die Interviewpartnerinnen sind zwischen 24 und 56 Jahre alt und arbeiten in unterschiedlichen Bereichen des formellen Sektors, unter anderem als Ärztinnen, Anwältinnen, Lehrerinnen, Direktorinnen von Primarschulen, Managerinnen oder als selbstständige Geschäftsfrauen. Die meisten sind verheiratet und haben 2 – 3 Kinder, drei sind geschieden, fünf sind allein erziehende Mütter. Alle bis auf eine der Frauen haben die Sekundarschule abgeschlossen, zehn haben ein abgeschlossenes Universitätsstudium hinter sich, acht haben nach Abschluss ihrer Sekundarschule Bildungsangebote von privaten Fachhochschulen in Anspruch genommen. Neben ihrer Berufstätigkeit besuchen viele Interviewpartnerinnen weiterbildende Seminare und Ausbildungen, gelegentlich in Form von Workshops oder regelmäßig in Form von Abend- bzw. Fernunterricht.

Ihre Herkunftsorte sind zu circa gleichen Teilen *Central-Province*, *Western-Province* und *Nyanza-Province* (ebenfalls im Westen des Landes). Die meisten Interviewpartnerinnen wurden in einer dieser ländlichen Regionen geboren. Nur drei kamen in Nairobi zur Welt, betrachten die Herkunftsregion ihrer Eltern aber nach wie vor als ihr „Zuhause“ und pflegen Kontakte zu Verwandten bzw. Bekannten in diesen Regionen.

### **Herkunftsregionen der Interviewpartnerinnen**

Da sozioökonomische und soziokulturelle Strukturen der Herkunftsregionen neben individuellen familiären Verhältnissen einen wesentlichen Einfluss auf die Rolle und den Status der Frauen haben, sowie darauf, welche Erwartungen die Menschen in der Herkunftsregion in Bezug auf die Migrantinnen hegen, soll an dieser Stelle ein kurzer Überblick über die oben genannten Regionen gegeben werden.

Während in Zentral-Kenia traditionelle Werte sowie soziokulturelle Aspekte, welche sich diskriminierend gegenüber Frauen auswirken können, an Bedeutung verloren haben, und sich familiäre Beziehungen primär auf die Nuklearfamilie konzentrieren, spielen in vielen Distrikten der Provinzen in West-Kenia traditionelle Praktiken wie FGM (*Female Genital Mutilation*), Brautpreis, sowie soziokulturell bedingte Erwartungen an die Mitglieder

einer Gemeinschaft eine große Rolle, und beeinflussen insbesondere das Leben von Frauen und Mädchen negativ (vgl. Khasiani 1995: 20ff).

Die Aussage einer Interviewpartnerin, „A child belongs to the community, to the clan“ (Evelyne, 56, Director, Nyanza Province), gibt den Familienverhältnissen Ausdruck, die gekennzeichnet sind von einer Identifizierung mit der Großfamilie und der Gemeinschaft, in der man aufwächst.

Die *Central-Province* stellt in vielerlei Hinsicht einen Gegensatz zu den westlichen Provinzen dar: Sie weist das niedrigste Aufkommen von Armut auf (31% im Vergleich zu landesweiten durchschnittlichen 52%), das geringste Ausmaß an Kindersterblichkeit landesweit, die höchste Lebenserwartung (63 Jahre verglichen mit 54.7 Jahren landesweit), sowie eine hohe Einschulungsrate wobei besonders der ausgeglichene Anteil von Mädchen und Jungen in der Grundschule wie in der Sekundarschule auffällt. Im Gegensatz dazu weisen die westlichen Provinzen einen hohen Armutsgrad auf, geringe Lebenserwartung, eine hohe Bevölkerungsdichte, und eine niedrigere Inskriptionsrate insbesondere für Mädchen (alle Daten aus: The Little Fact Book 2002). Grund dafür ist unter anderem die Auffassung, dass Töchter nach einer Eheschließung zur Familie des Ehepartners gehören und eine Investition in ihre Ausbildung daher nicht zielführend ist.

„Where you are married, you are told, be there, build there. Because where you are married is where you belong to“ (Sarah, 36, Künstlerin, Nyanza Province)

Bevor die Beziehungen der Frauen zu ihren Herkunftsregionen im Hauptteil des Beitrages analysiert werden, möchte ich in den nächsten Absätzen ausgehend von der Entscheidung für eine Migration den Migrationserfahrungen der Interviewpartnerinnen nachgehen.

### **„I came to Nairobi when I knew what I was doing“ – Ursachen und Muster der Migration nach Nairobi**

Land–Stadt Migration von Frauen in Kenia wie auch in anderen Ländern Afrikas ist kein neues Phänomen: Bereits in kolonialer Zeit, bald nach der Gründung der Stadt Ende des 19. Jh. gab es Migrationsbewegungen von Frauen nach Nairobi. Die Ursachen lagen oft in familiären Schwierigkeiten,

ungewollten Eheschließungen, dem Bedürfnis aus der ländlichen Gemeinschaft auszubrechen, u.a. mehr (vgl. Bujra 1975: 217). Manche Frauen arbeiteten als Prostituierte in Nairobi, und erlangten dadurch nicht nur finanzielle Unabhängigkeit, sondern waren auch aktiv an der Ausformung einer städtischen Gemeinschaft (vgl. Bujra 1979; White 1983). Weiters bestand für junge Mädchen die Möglichkeit, als Hausmädchen für wohlhabende Verwandte oder Bekannte in der Stadt zu arbeiten (vgl. Coquery-Vidrovitch 1997: 75; Nelson 1992: 133). Dennoch waren die Jahre vor der Unabhängigkeit geprägt von einem Ungleichgewicht zwischen Migrantinnen und Migranten, was auf die Rolle der Frauen als Verantwortliche für den ländlichen Haushalt zurückgeführt wird, in der Frauen sowohl von ihren eigenen Gemeinschaften als auch von der Kolonialverwaltung und Missionaren wahrgenommen wurden (vgl. Coquery-Vidrovitch 1997: 75). Restriktive Aufenthaltsverordnungen, welche die koloniale Verwaltung für Nairobi erließ, waren weiterer Grund für die geringe Migration von Frauen (vgl. Stacher 1997: 202ff). Zu einem Ausgleich zwischen den Geschlechtern kam es in Nairobi erst in jüngerer Zeit. Coquery-Vidrovitch (1997: 80) nennt dafür zwei Gründe: „The first is that rural living and working conditions have become impossible for farm women; they are exhausted and their children are hungry. The second is that upper-class women now have greater access to schooling“.

Coquery-Vidrovitch geht von zwei unterschiedlichen Gruppen von Migrantinnen aus, bei denen je nach Bildungsgrad, familiären Verhältnissen, finanziellen Möglichkeiten usw. die Ursachen und Muster von Migration variieren. Nelson nennt in ihrer Arbeit zur Migration von Frauen in Kenia ebenfalls verschiedene Gruppen von Migrantinnen, die in rezenter Zeit in Nairobi anzutreffen sind: Elitefrauen mit einer fundierten Ausbildung, verheiratet bzw. ledig; Frauen mit geringer Ausbildung, deren Migration gemeinsam mit dem Ehemann stattfindet; und als dritte Gruppe Frauen mit geringer Bildung, die alleine in die Stadt migrieren, um Misständen am Land zu entkommen (Nelson 1992: 134). Während der dritten Gruppe viel Aufmerksamkeit gewidmet wurde, ist wenig über die Strategien bekannt, welche Frauen der beiden erstgenannten Gruppen anwenden, um ein Leben in der Stadt erfolgreich zu gestalten .

Interviews haben gezeigt, dass viele der im formellen Sektor beschäftigten Frauen bereits während ihrer Ausbildung nach Nairobi kamen, wobei sich

grob zwei Gründe dafür unterscheiden lassen: der Besuch einer Sekundarschule in Nairobi, bzw. ein Studium an einer der öffentlichen Universitäten oder an einer Fachhochschule. In beiden Fällen kehren die Schülerinnen bzw. Studentinnen nach ihrer Ausbildung nicht in die Herkunftsregion zurück, sondern nehmen eine Arbeitsstelle in der Stadt an, da es kaum qualifizierte Arbeits- und Karrieremöglichkeiten in den ländlichen Gebieten gibt:

„I would not even think of going back to Kiambu to work there, because there it is just like going backwards“ (Joan, 27, Anwältin, Central Province).

Während die Entscheidung, an einer Universität in Nairobi zu studieren in der Regel selbst getroffen und verwirklicht wurde, spiegelt der Besuch einer Sekundarschule in Nairobi nicht immer die Entscheidung der Migrantinnen wider, sondern ist in den meisten Fällen auf das nationale Auswahlverfahren bei der Aufnahme von SchülerInnen zurückzuführen:

„Alliance Girls is a national school in Nairobi and for a national school there is a policy that you pick the very best from every district, so that is how I was picked, and that is why I came to Nairobi“ (Elizabeth, 36, Französischlehrerin, Western Province).

*National Schools* gehören zu den besten Schulen des Landes und befinden sich vorwiegend in Nairobi bzw. im Umland Nairobis. Auch öffentliche und insbesondere private Universitäten und Fachhochschulen finden sich trotz der Dezentralisierungsbestrebungen der kenianischen Regierung mehrheitlich in und um Nairobi.

Unabhängig von der Herkunftsregion war jenen Migrantinnen, welche für eine Ausbildung nach Nairobi kamen, gemein, dass innerhalb der Familie keine Unterschiede in der Erziehung von Söhnen und von Töchtern gemacht wurden, und die Entscheidung zu einer weiteren Ausbildung in Nairobi unabhängig vom Geschlecht unterstützt wurde:

„My parents, I being the first in the family going to university, were ready and eager to support me“ (Vigilance, 27, Anwältin, Central Province).

Neben der Bildungschance, die einen der Hauptgründe für eine Migration darstellt, waren in der Stadt lebende Verwandte oder Ehepartner ein weiterer Auslöser für eine Migration. Oft nur als Besuch geplant, werden

temporäre Aufenthalte häufig zu einem permanenten Aufenthalt, der von dem Bestreben nach einer weiteren Ausbildung oder einer formalen Anstellung begleitet wird, wie folgendes Zitat einer Interviewpartnerinnen ausdrückt:

„I had finished school and I came and stayed with my sister, and I didn't go back home, and after some time I found I had become a resident of this place“ (Noel, 43, Senior Technician, Western Province)

Thadani's Meinung, dass Migration von Frauen in vielen Fällen eine Flucht vor nicht akzeptierbaren soziokulturellen Bedingungen in der Herkunftsfamilie darstellt (Thadani 1978: 71), konnte in Bezug auf die hier untersuchte Gruppe also nur teilweise bestätigt werden, denn die meisten wurden während der Migration und Ausbildung emotional von Familienangehörigen unterstützt und gefördert. Anders verhielt es sich mit der weiteren Gesellschaft, welche besonders im Westen des Landes von einer Diskriminierung gegenüber Frauen und Mädchen geprägt waren:

„It was not an easy life, like my father, found a pressure from the community to discard us. After all, women, who are they? But he stood his grounds, and he took us even to the best schools“ (Naomi, 54, Director, Nyanza Province).

Obwohl der Hauptgrund für eine Migration Ausbildungschancen und beruflicher Aufstieg sind, wurden die kosmopolitische Atmosphäre, die Interaktion mit Menschen unterschiedlicher Herkunft, Zugang zu Information, medizinischen und sozialen Leistungen, und der Lerneffekt, welchen das Leben in der Stadt mit sich bringt, als Begleitgründe für eine Migration genannt, insbesondere bei jener Gruppe, welche erst nach einer abgeschlossenen Ausbildung in die Stadt immigrierte:

„Here in Nairobi it is more cosmopolitan. Things are fast, things are changing. In the village you just stay and work“ (Jennifer, 29, Junior Administration Manager, Western Kenya).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass sämtliche Interviewpartnerinnen, unabhängig von dem Zeitpunkt ihrer Migration, ihrem Familienstand, ihrem kulturellen, geografischen und ökonomischen Hintergrund mit der konkreten Vorstellung nach Nairobi kamen, von den Vorteilen der Stadt zu profitieren, und dass sie in der Regel, wenn auch nicht in allen Fällen unmittelbar nach Ankunft, in ihrem Vorhaben erfolgreich waren. Trotz



dieses Erfolgs sollte nicht übersehen werden, dass diese Frauen nicht als „Upper class women“ (vgl. oben) geboren wurden, sondern erst im Zuge der Migration ihren Lebensstandard verbesserten. Die Ankunft und die anfängliche Eingewöhnungsphase waren hingegen in den meisten Fällen begleitet von kleineren und größeren Schwierigkeiten bei der Bewältigung des Alltags, wie sie im folgenden kurz dargestellt werden.

### **„It was very, very different“- Ankunft in Nairobi**

„You just hear of town, you grow up in the village, your life is there, so I found the circumstances quite different“ (Harriet, 31, Sekretärin, Western Province)

„We were just exposed to a typical rural life. My first time to stay in a town was when I finished school and I saw life here was very different from a typical rural life“ (Noel, 43, Senior Technician, Western Province)

Solche und ähnliche Aussagen hinsichtlich ihrer ersten Begegnung mit Nairobi machten zahlreiche Interviewpartnerinnen. Die Erwartungen an die Stadt entsprachen in vieler Hinsicht nicht der Realität, mit der sich die Migrantinnen nach Ankunft in der Stadt konfrontiert sahen, und dies löste oft Enttäuschung, Frustration oder den Wunsch nach einer Rückmigration aus. Da die meisten Interviewpartnerinnen in armen ländlichen Regionen aufwuchsen, die von begrenzten Ausbildungsmöglichkeiten sowie begrenzten Möglichkeiten zu Interaktion und Austausch mit anderen Personen geprägt waren, bedeutete der Umzug in die Stadt nicht nur eine Verbesserung ihrer Ausbildungs- und Karrierechancen, sondern stellte gleichzeitig die Herausforderung dar, den Alltag in einer Umgebung, welche eine ungewohnte Art der Interaktion erforderte, neu zu organisieren. Häufig genannte Schwierigkeiten zu Beginn des Aufenthaltes waren die Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel und der Informationstechnologien wie Internet und Mobiltelefone, die Interaktion mit Menschen aus verschiedenen Teilen des Landes, die Orientierung in der Stadt oder alltägliche Aufgaben wie Einkaufen oder Kleidung. Auch Sprache konnte eine Barriere darstellen:

„I came to a national school where you must speak English. That was a challenge to me because I was not used to it, I was used to Kiswahili

and my mother tongue" (Elizabeth, 36, Französischlehrerin, Western Province).

Sprachliche und soziokulturelle Unterschiede lösten bei manchen Interviewpartnerinnen ein Gefühl der Fremdheit gegenüber Personen aus, die ihre Kindheit in Nairobi verbracht hatten. Gleichzeitig bedeutete die Interaktion mit Gleichaltrigen aus anderen Teilen des Landes bzw. aus Nairobi einen Lernprozess, und machte auf bis dahin nicht erkannte Missstände in der eigenen Region aufmerksam. Erst durch den Austausch mit unterschiedlichen Personen erkannten viele Frauen, dass jene soziokulturellen Gegebenheiten, in denen sie aufwuchsen, nicht überall auf gleiche Weise gültig und akzeptiert waren :

„As I interacted with other people I realized that we are the only people that circumcise woman. There are other communities who don't do it. That is when I started thinking and saying "no, I must also work against it" (Evelyn, 56, Director, Nyanza Province).

Geschwindigkeit und Zeit stellten eine weitere Herausforderung dar: Während der Alltag in der ländlichen Gegend für die meisten Interviewpartnerinnen von einem regelmäßigen Rhythmus geprägt war, und im allgemeinen aus Hausarbeit, Schule, und Mitarbeit in der Landwirtschaft bestand, veränderte sich der Tagesrhythmus und die Geschwindigkeit in Nairobi:

„Eldoret was a small town, things are not moving very fast. When you come to Nairobi you have to be moving very fast the way people are moving, otherwise you cannot manage" (Carol, 34, Sekretärin, Nyanza Province).

Als Reaktion auf die neue Umgebung nannten viele Frauen Adaption als Strategie. In der Regel waren die Frauen bei der Bewältigung der diversen Herausforderungen nicht alleine, sondern bekamen Unterstützung von in der Stadt lebenden Bekannten oder Verwandten. Viele verbrachten die ersten Monate bei bereits migrierten Familienmitgliedern, die in der Lage waren, ihnen Unterkunft, Verpflegung, und Informationen über das Leben in der Stadt zu bieten. Jene, die im Rahmen einer Ausbildung nach Nairobi kamen, fanden meist Unterkunft in Studentenheimen oder Internaten. Der Aufenthalt bei Verwandten wie in Internaten oder Studentenheimen ermöglichte eine langsame Annäherung:

„It was not easy to adjust, but it was better because we were boarding in college, and we could go out and come back“ (Vicky, 31, Tierärztin, Western Province)

Außer der Unterstützung bei der Bewältigung des Alltags boten Kontakte zu vertrauten Personen ein Gefühl der Sicherheit und verhalfen den Migrantinnen zu Informationen über Arbeitsgelegenheiten und Ausbildungsmöglichkeiten. Auch die Mitgliedschaft in religiösen Gruppen eröffnete die Chance auf Unterstützung, neue Kontakte, Identifikation und Austausch von Wissen:

„What made me to cope up with life here and being jobless is having friends with whom I worshiped together. I could talk with them and with my cousin, and they could help in“ (Damilla, 27, Lehrerin, Western Province)

Die Mitgliedschaft in religiösen Gruppen bot vielen einen Ersatz für die Dorfgemeinschaft und die Kontakte mit Menschen aus der Nachbarschaft. Solche Kontakte wurden in Nairobi von den meisten Interviewpartnerinnen vermieden und doch gleichzeitig vermisst. Verantwortlich für das Vermeiden eines zu engen Kontaktes mit NachbarInnen waren die unterschiedliche Herkunft, das Fehlen einer gemeinsamen Basis sowie Angst. Angst vor Kriminalität und das Gefühl, sich in einer gefährlichen Umgebung zu bewegen, oftmals ausgelöst durch Erzählungen von RemigrantInnen, beeinflussten das Verhalten der Migrantinnen insbesondere während der ersten Monate in der Stadt erheblich. Viele vermieden es, ohne Begleitung außer Haus zu gehen, und bewegten sich nur zaghaft in der Stadt.

Nach einer unterschiedlich langen Eingewöhnungsphase passten sich die meisten Migrantinnen an, erkannten die Chancen, welche ein Leben in der Stadt bietet und lernten mit den Schattenseiten des Lebens in der Stadt umzugehen. Die Idee zu einer Rückmigration, die bei vielen besonders während der Anfangszeit vorhanden war, wurde bisher von keiner Migrantin verwirklicht.

„I almost decided to go back home, because this life is bad. But with time I started studying how people do things, so I didn't cope actually, but at least I adopted with time.“ (Jennifer, 29, Junior Administration Manager, Western Province)

### **„Life in Nairobi is good if you have a lot of money“- Vor- und Nachteile Nairobis**

Vorstellungen und Erwartungen an Nairobi entsprachen in den wenigsten Fällen der Realität, mit der die Migrantinnen nach ihrer Ankunft konfrontiert waren. Erst mit Unterstützung Bekannter/Verwandter oder der Mitgliedschaft in Gruppen wurden Strategien zur Bewältigung des Alltags entwickelt, und parallel zur Adaption an das städtische Leben veränderte sich bei den meisten die Wahrnehmung der Stadt. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Nairobi kristallisierte sich eine nüchterne Einschätzung des Lebens in der Stadt heraus, bei der berufliche und schulische Aspekte positiv hervorgehoben und Aspekte wie Unsicherheit, Anonymität, hohe Lebenshaltungskosten, Umweltverschmutzung und die hohe Bevölkerungsdichte negativ bewertet wurden.

Auf die Frage, welchen Wohnort sie bevorzugen, nachdem sie sowohl das Leben in der Stadt als auch am Land erfahren haben, ließen sich grob drei Destinationen herausfiltern: Gegenden am Stadtrand, Kleinstädte in der Herkunftsregion bzw. die eigene Herkunftsgemeinde oder die Herkunftsgemeinde des Ehepartners. Nairobi selbst wurde von keiner Interviewpartnerin als bevorzugter Wohnort genannt (vgl. auch Ludwar-Ene/Wurster 1995: 155). Hauptgründe warum ein Aufenthalt in der Stadt dennoch vorgezogen wird, waren unter anderem die angestrebte Karriere bzw. die derzeitige Arbeitsstelle, sowie der Grad der Ausbildung, verglichen mit der hohen Arbeitslosigkeit und den fehlenden Aufstiegsmöglichkeiten für Personen mit höherer Ausbildung in ländlichen Gegenden.

„I currently work in the ministry of tourism, and that is the main reason why I am in Nairobi, because that is where the job is“ (Tabel, 36, Angestellte, Western Province)

Solche und ähnliche Antworten kamen von den meisten Interviewpartnerinnen auf die Frage, warum Nairobi als Wohnort gewählt wird. Alle Interviewpartnerinnen hatten nach einer entsprechenden Ausbildung und einer unterschiedlich langen Arbeitssuche eine feste Arbeitsstelle gefunden. Viele hatten neben ihrer Arbeit eine zweite einkommensschaffende Tätigkeit: eine Anwältin besaß einen Telefonshop, eine Schuldirektorin einen Friseursalon, eine Direktorin einer NGO leitete gleichzeitig eine Druckerei, viele der Lehrerinnen unterrichteten parallel an

privaten Schulen; derartige Möglichkeiten sind in ländlichen Gegenden kaum vorhanden. In Zusammenhang mit diesen Aktivitäten holten die Frauen oft Verwandte aus ländlichen Gegenden nach Nairobi, da sie selbst nicht genügend Zeit hatten, sich persönlich um die Organisation der Unternehmen zu kümmern.

Neben vielfältigen Arbeits- und Unternehmensmöglichkeiten gaben die Frauen als positive Aspekte des Stadtlebens den Zugang zu Kommunikationstechnologien und damit verbunden zu Information, die Interaktion mit Personen derselben Berufsgruppe, die bessere Infrastruktur und die Nähe zu administrativen und sozialen Diensten an. Gleichzeitig empfanden es viele als Nachteil, dass sämtliche Lebensmittel gekauft werden müssen, spontane Interaktion zu Menschen auf der Strasse oder zu Nachbarn selten ist und man in der Regel in Problemsituationen auf sich alleine gestellt ist:

„Here in Nairobi you cannot just go to anybody’s house. Even if you are in problems you cannot go and tell anyone“ (Irene, Geschäftsfrau, 37, Central Province)

Einige Migrantinnen, insbesondere jüngere Frauen, in deren Herkunftsregionen soziokulturell bedingte Rollenzuschreibungen stark sind, bewerteten die angesprochene Anonymität allerdings positiv:

„Staying in town gives you opportunities to dissociate from others, so that you are able now to make independent decisions. Here I am staying on my own; I am able to make independent decisions, like I am the one to decide when to get married“ (Beatrice, 26, Forschungsassistentin, Nyanza Province)

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Sichtweise der Frauen auf das Leben in der Stadt geprägt ist von einer Ambivalenz, die sich in einer allgemeinen Ablehnung des Stadtlebens und dem gleichzeitigen Wahrnehmen der Karriere- und Ausbildungsmöglichkeiten für sich und die eigenen Kinder ausdrückt. Von der gleichen Ambivalenz ist die Meinung über das Leben in der Herkunftsregion: während einerseits die engen Kontakte, der simple Lebensstil, die Nähe zur Natur, die Zusammengehörigkeit aufgrund gemeinsamer Herkunft usw. idyllisiert werden, schreckt die fehlende Infrastruktur, der Mangel an Arbeitsplätzen im formellen Sektor, aber auch die Eintönigkeit des Tagesablaufes und die

Erwartungen von Nachbarn, Familienmitgliedern oder Bekannten an „RückkehrerInnen“ viele Frauen von einer permanenten Rückmigration ab. Als Alternative bietet sich die vorstädtische Gegend rund um Nairobi an, wie eine dort lebende Migrantin erzählt:

“Because this is on the outskirts, we have the privilege of accessing the city and basically doing anything else and identifying ourselves as living in Nairobi, but at the same time it is a bit of the countryside”  
(Mary – Ann, 34, Forscherin, Western Province)

Als weitere Strategie, in Reaktion auf die negativen Seiten der Stadt, blieben viele Interviewpartnerinnen in engem Kontakt zur Herkunftsregion und den dort lebenden Menschen. Diese Kontakte sollen in den nächsten Kapiteln eingehender charakterisiert und hinsichtlich ihrer Bedeutung für die daran Beteiligten analysiert werden.

### **Kontakte, Besuche und Unterstützung**

Es ist vielfach dokumentiert, dass Land–Stadt MigrantInnen in der Regel enge Kontakte zu ihren Herkunftsregionen aufrechterhalten (vgl. Schlyter 1990: 182) und auch nach einer längeren Abwesenheit und trotz geografischer Distanz in kulturelle, ökonomische und soziale Aktivitäten eingebunden bleiben (Oucho 1996: 15). Als Gründe für diese engen Kontakte werden oft die unsichere wirtschaftliche Situation in Städten und die prekären Arbeitsverhältnisse erwähnt (vgl. Findley 1997: 129):

„We have to support each other, so that next time when I need assistance, my sister can be in a position to help back, but not to return. We have to keep that relationship going” (Jennifer, 29, Junior Administration Manager, Western Province)

Dazu können im Fall von Migranten ein spezieller Status und Funktionen auf Gemeindeebene kommen, welche sie durch ihre Migration in die Stadt erwerben (vgl. Ludwar–Ene/Wurster 1995: 158). In vielen Arbeiten zur Land–Stadt Migration von Frauen, insbesondere von berufstätigen Frauen, sind demgegenüber Aussagen zu finden, dass Frauen „stadtorientierter“ als Männer sind. Dies wird auf den Statusverlust zurückgeführt, welcher eine Migration von Frauen begleiten kann, aber auch auf familiäre Schwierigkeiten wie Scheidung und Verwitwung (Schlyter 1990: 187), und die lose Beziehung zur Herkunftsfamilie nach einer Eheschließung (vgl.

Ludwar–Ene/Wurster 1995: 156). Vorlaufer (1985: 142) gibt als weiteren Grund für eine starke Orientierung Richtung Stadt an, dass es in urbanen im Vergleich zu ländlichen Gegenden einfach ist, Besitz zu erwerben. Obwohl laut Gesetz der Erwerb von Grundbesitz landesweit auf gleiche Weise vollzogen wird, haben Frauen - besonders in Regionen West-Kenias - aufgrund soziokultureller Faktoren beim Erwerb von Land größere Schwierigkeiten. Wenn eine Frau Land erwirbt, gehört es in den Augen der Gesellschaft ihrem Ehepartner: „What is yours, is mine, but what is mine, is not yours“ (Odicoh, Kanyi, Jason 2002: 19). Traditionelle Besitz- und Erbrechte wurden auch in dieser Untersuchung öfters als Grund genannt, weshalb keine Rückmigration geplant sei, und stattdessen eine Zukunft in der Stadt bzw. in Stadtnähe bevorzugt wird.

Kontakte und Beziehungen mit der Herkunftsregion sind zufolge emotional motiviert und nicht auf einen konkreten geografischen Ort, sondern auf Personen bezogen. Dies kann dazu führen, dass die Beziehungen zu den Herkunftsorten abgebrochen werden, sobald diese Personen nicht mehr dort leben. Eine Interviewpartnerin erwähnte in diesem Zusammenhang Vorurteile, mit denen sie sich konfrontiert sieht:

„Recently someone asked me ‚would you ever come back? I know you are only coming back because of your mum!‘, and actually, at one point I felt the same. But I think I just need to love this place. It is very challenging, but you still go, because it is home“ (Tabitha, 41, Sekretärin, Central Province).

Die Annahme, dass Migration von Frauen eher zu einem Bruch mit der Herkunftsregion führt als die Migration von Männern, die dazu neigen, zwischen den beiden Regionen zu pendeln, beruht auf einer Unterschätzung der Beziehungen der Migrantinnen mit ihren Herkunftsgemeinschaften und Familien (vgl. Nelson 1992: 133). Aufgrund der Interviews schließe ich mich, was die Frage nach den Beziehungen von Migrantinnen zu ihrer Herkunftsregion betrifft, Lilian Trager (1995) an, für die Migration und die daraus resultierenden Beziehungen sehr wohl einen Statusgewinn bringen.

Zusätzlich zum Statusgewinn waren Verpflichtungen gegenüber der eigenen Familie und jener des Ehepartners aber auch der Wunsch, aus der eigenen Erfahrung heraus den Lebensstandard von noch am Land lebenden Familienmitgliedern zu verbessern Gründe für Kontakte. Die Unsicherheit

und Anonymität in Nairobi gekoppelt mit dem Bedürfnis auf emotionale Nähe zu der Herkunftsfamilie waren ebenfalls ausschlaggebende Faktoren für das Aufrechterhalten von Kontakten zu der Herkunftsregion. Nicht zuletzt konnte Landbesitz die Intensität von Kontakten erhöhen.

Diese unterschiedlichen Motive sprachen direkt und indirekt viele Migrantinnen an, und der oftmals erhebliche Zeit- und Geldaufwand bei der Beziehungsarbeit ist in diesem Kontext deutlicher nachvollziehbar. Denn um die Kontakte zu den genannten Regionen aufrechtzuerhalten, engagierten sich die meisten Interviewpartnerinnen auf unterschiedliche Art und Weise in einer kontinuierlichen Beziehungsarbeit, in Form von - regelmäßigen bis sporadischen - Besuchen, Telefonanrufen, materieller und finanzieller Unterstützung, Teilnahme an Aktivitäten in der Herkunftsregion, und landwirtschaftlichen Aktivitäten. Einige sind Mitglied von Organisationen, welche in der Stadt lebende MigrantInnen mit deren Herkunftsregion vernetzen; sie übermitteln Information und vertreten Gemeindeinteressen vor wichtigen Gremien in Nairobi. Diese Interessensvertretung und die Mitgliedschaft in Organisationen ist besonders bei Infrastrukturprojekten und größeren Vorhaben in der Herkunftsgemeinde wichtig.

Welche Beziehungsarbeit betrieben wird und wie intensiv hängt von verschiedenen Faktoren ab, unter anderem vom beruflichen Hintergrund, dem Gedanken an eine Rückmigration, dem allgemeinen Status von Frauen in der Herkunftsregion. Relevant sind weiter der Familienstatus und das Alter der Migrantinnen, die wirtschaftliche Situation der Herkunftsfamilie, der Grad der Identifikation mit der urbanen bzw. ländlichen Gegend, vorhandener oder nicht vorhandener Landbesitz. Auf Seiten der zurückgebliebenen Familienmitglieder werden Erwartungen und Forderungen nach Unterstützung gehegt, welche oft die Kapazität der Frauen übersteigen und daher die Art und Intensität der Kontakte beeinflussen können.



### „Going Upcountry<sup>1</sup>“ – Besuche zuhause

„I go there to identify with them, to make them know that even if I stay in Nairobi, I still belong to them, they are my community, I share their sufferings, I know their hardships“ (Evelyne, 56, Direktorin, Nyanza Province)

Besuche waren ein häufig erwähntes Mittel, um Kontakte aufrechtzuerhalten: alle Frauen erwähnten, dass sie nach wie vor ihre Herkunftsregion besuchen, doch handelte es sich bei einigen um regelmäßige Besuche im Abstand von drei bis vier Wochen, bei anderen nur um gelegentliche Besuche, in der Regel zu speziellen Anlässen wie Weihnachten oder Ostern. Ebenso ausschlaggebend für die Häufigkeit der Besuche waren die Nähe der Heimatregion und besondere Ereignisse wie etwa ein Begräbnis oder eine Hochzeit. Meistens verbanden diese Besuche Entspannung, Wiedersehen mit engen und weiteren Familienmitgliedern und Unterstützungsleistungen miteinander, Die sozialen Verpflichtungen, Geschenke für entfernte Verwandte und Bekannte mitzubringen, schien bei den Frauen aus West-Kenia stärker zu sein als bei den Frauen aus Zentral-Kenia, welche in erster Linie die Nuklearfamilie besuchten und dabei vor allem Unterstützung in finanzieller Form leisteten. Bei Geschenken, welche Frauen aus West-Kenia ihren Verwandten und Bekannten zukommen lassen, handelt es sich weniger um Gebrauchsgegenstände als viel mehr um Symbole für das Leben in der Stadt als auch für die bestehende Freundschaft:

„Whenever I go home I buy little gifts, it doesn't have to be big, but it is a sign of maintaining our friendship, with them, so I buy like a 'kanga', I give them, and they feel 'at least she values me as a friend'“ (Elisabeth, 36, Französischlehrerin, Western Province)

Die teils hohen Erwartungen an die Schenkenden sowie die weite Anreise können bei berufstätigen Frauen mit einem mittleren Gehalt maßgeblich dafür sein, wie häufig die Region besucht wird und wie gründlich diese Besuche vorbereitet werden:

„I go home once a year, because to our place it is expensive“ (Damilla, 27, Lehrerin, Western Province)

---

<sup>1</sup> Mit „upcountry“ werden in Kenia ländliche Gegenden bezeichnet. „going upcountry“ wird normalerweise für Besuche in der Herkunftsregion verwendet.

„When I want to go to the countryside I talk to my sister like ‘who has this, who hasn’t this’, and we organize. We can’t just go there” (Jennifer, 29, Junior Administration Manager, Western Province)

Erwarten die Verwandten und Bekannten in ländlichen Bereichen zu viel von den Migrantinnen, so führt dies dazu, dass Besuche seltener werden und schließlich ganz aufhören werden. (vgl. auch Ludwar-Ene/Wurster 1995: 159).

### **„You are from Nairobi, you have money“ Erwartungen an Migrantinnen**

Während sich Erwartungen (finanzielle, materielle, und Transfer von Informationen) und die tatsächlichen Leistungen inhaltlich meistens decken, können sie sich in ihrem Ausmaß erheblich unterscheiden.

„They expect too much! You see people have this idea that people in the city have it good, that they have a lot of money” (Judy, 31, Deutschlektorin, Nyanza Province).

Solche und ähnliche Aussagen kamen von vielen Interviewpartnerinnen während der Befragung. Sie stellten die Erwartungen der engeren oder entfernteren Familienmitglieder, materielle Unterstützung zu bekommen, als negative Seite der Beziehungen zu ihren Herkunftsregionen dar. Missverständnisse, falsche Vorstellungen über Einkommensverhältnisse in Nairobi und geringes Wissen über die zusätzlichen Ausgaben, welche durch einen Aufenthalt in der Stadt entstehen, sind die häufigsten Gründe für unrealistische Erwartungen:

„The cost of living definitely is higher, so you are spending more than the rural person, but they expect more help from you because you are a Nairobi person” (Jane, 41, Manager, Central Province)

Besonders hoch sind die Erwartungen an junge, noch nicht verheiratete Frauen aus West-Kenia; handelt es sich dabei um Erstgeborene, so steigen die Erwartungen an sie noch weiter:

„Being the eldest my role is totally different from the others, we have to give that support, with money, finance and material, until the sisters and brothers settle”(Naomi, 54, Direktorin, Nyanza Province)

Oft verzichteten solche Frauen auf eine weiterführende Ausbildung und strebten stattdessen ein regelmäßiges Einkommen an, um diese Erwartungen zu erfüllen und jüngere Geschwister zu unterstützen.

Bei manchen Frauen lösen diese Erwartungen Frustration aus; die meisten Interviewpartnerinnen sehen sie jedoch als Verpflichtung und weniger als Belastung oder Hindernis für die eigene berufliche Karriere, die zu einem späteren Zeitpunkt weiterverfolgt werden kann. In vielen Fällen wurde die Verpflichtung nicht offen hinterfragt, sondern als kulturell bedingte Gegebenheit betrachtet, der man sich fügt, insbesondere dann, wenn die eigene Ausbildung von Eltern oder Verwandten finanziert worden war:

„If you are a Luhya, and you are a woman and not married, when you start working, what you get belongs to the family mostly, that is what I realized“ (Vicky, 31, Tierärztin, Western Province)

Ähnlich vielen anderen Interviewpartnerinnen kam Vicky zur Ausbildung nach Nairobi, wurde dabei finanziell von ihrer Familie unterstützt und verzichtete nach Ende der Grundausbildung auf eine weiterführende Ausbildung sowie auf eine Eheschließung, um mit ihrem Einkommen anderen Geschwistern eine Ausbildung zu ermöglichen. Denn, wie sie erzählt,

„If somebody is left without assistance in school, they end up being poor in future, because they don't have anything to do“ (ebd.).

Als Folge der familiären Verpflichtungen ist es den meisten Migrantinnen, insbesondere den jüngeren und unverheirateten, auch bei einem mittleren Einkommen nicht möglich, größere Ersparnisse anzulegen bzw. in die eigene Zukunft zu investieren. Erst nachdem sämtliche Familienmitglieder ihre Ausbildung abgeschlossen haben, stellen sie das eigene Leben und die eigene berufliche Karriere wieder mehr in den Vordergrund. Die Möglichkeit, die Unterstützung von Anfang an zu verweigern und auf die Forderungen der Familienmitglieder nicht einzugehen, wird selten wahrgenommen, da viele während ihrer Ausbildung ebenfalls familiäre Unterstützung bekamen.

Auffallend war, dass jene Frauen, die während ihrer Ausbildung nicht von nahen und/ oder entfernten Verwandten unterstützt wurden, und nicht im Kreis einer Großfamilie aufwuchsen, dazu neigen, ihre Unterstützungsleistungen auf die Nuklearfamilie zu konzentrieren: sie fühlten sie sich auch nach dem beruflichen Aufstieg und trotz der damit

verbundenen finanziellen Möglichkeiten nicht verantwortlich für entfernte Verwandte und entzogen sich deren Erwartungen, wie folgendes Zitat ausdrückt:

„The extended family – I never grew up with that kind of set up, so why should I start now?“ (Josephine, 43, Universitätslektorin, Western Province)

Eine weitere Antwort auf zu hohe Erwartungen an die Migrantinnen war die Begrenzung der Unterstützungsleistungen, wie eine Interviewpartnerin in Bezug auf die Aufnahme von Verwandten und Bekannten bei Besuchen erwähnte:

„Before I used to accommodate them, because I didn't want people to talk negative about me; but now I have to put my foot down, because some come and stay for a month and deny you your privacy“ (Isabella, 39, Reisebüroangestellte, Central Province).

Insgesamt lässt sich festhalten, dass alle Interviewpartnerinnen als Folge ihrer Migration nach Nairobi mit Forderungen von zurückgebliebenen Familienmitgliedern, ehemaligen Nachbarn oder Bekannten konfrontiert waren. Diese teils sehr hohen Erwartungen beruhten meist auf falschen Vorstellungen. Zwar sind die Verdienste in städtischen Gegenden tatsächlich meist höher als am Land, doch gilt das Gleiche auch für die Lebenserhaltungskosten. Die Landbevölkerung erzeugt einen Teil der Lebensmittel in eigener Produktion, zugleich fallen für städtische Gegenden typische Nebenkosten wie Miete, täglicher Transport usw. weg.

Wie Findley (1997) meint, und auch die Interviewpartnerinnen öfters erwähnten, sind es in erster Linie die Mitglieder der weiterten Familie, welche Geschenke und Unterstützung erwarten und damit zur Last werden können (Findley 1997:120). Während die Migrantinnen die unmittelbare Familie meist ohne Aufforderung unterstützen, und ihnen die Bereiche, in denen Unterstützung erforderlich ist, bekannt sind, artikulieren entfernte Verwandten Forderungen, um Aufmerksamkeit für ihre Bedürfnisse zu erlangen. Die Interviewpartnerinnen weisen häufig darauf hin, dass Erwartungen von entfernten Verwandten einerseits höher sind als jene der unmittelbaren Verwandtschaft, andererseits aber selten genau definiert werden:

„Somebody will not tell you directly that they want some assistance, but if somebody comes to you and represents a problem, it should ring in your head that this person wants some financial assistance“ (Beatrice, 26, Forschungsassistentin, Nyanza Province)

Nachdem oben bereits an mehreren Stellen Strategien angeschnitten wurden, mit denen die Migrantinnen auf Erwartungen und Forderungen reagieren, sollen im nächsten Kapitel die konkreten Unterstützungsleistungen genauer analysiert werden.

### **„We do help: materially, emotionally, in all sorts of ways“– Unterstützungsleistungen berufstätiger Frauen**

Neben den Besuchen und einer regelmäßigen Kommunikation<sup>2</sup> (etwa über Mobiltelefon), wird das Geben von Geschenken als weitere Strategie angewandt, um Kontakte aufrechtzuerhalten: „If Friends make gifts, Gifts make Friends“ (Moock 1979: 25). Während sich viele Studien zu Unterstützungsleistungen in Kenia auf finanzielle Unterstützung beschränken (vgl. Oucho 1996: 26) steht in diesem Beitrag die materielle und die soziale Hilfe im Vordergrund, insbesondere die Weitergabe von Information und von Meinungen zu bestimmten Themen sowie die Vorbildfunktion, welche Migrantinnen haben können.

Regelmäßige finanzielle Unterstützung wurde in den Interviews selten erwähnt und betraf – sofern erwähnt – meist die Eltern der Migrantin bzw. ihre Schwiegereltern. Häufiger als eine regelmäßige finanzielle Unterstützung war die Überweisung von Geld in Krisensituationen:

„For subsistence they have enough. Maybe when it comes to sickness that is the time when you can be called to send some money“ (Beatrice, 26, Forschungsassistentin, Nyanza Province).

---

<sup>2</sup> Viele Interviewpartnerinnen erwähnten in diesem Zusammenhang die positive Auswirkung von Mobiltelefonen und dem Ausbau des Mobiltelefonnetzes in Kenia, das es ihnen ermöglicht, in ständigem Austausch mit Familienmitgliedern in ländlichen Gegenden zu sein. Vor dem Ausbau des Mobiltelefonnetzes war der Austausch über Telefon in vielen Gegenden aufgrund fehlender Standleitungen nicht möglich.

Finanziert wurden auch Leistungen wie Gesprächszeit für Mobiltelefone, der Erwerb von landwirtschaftlichen Geräten oder von Schulmaterialien. Nur wenige Frauen zogen eine nicht zweckgebundene Geldüberweisung der zweckgebundenen Unterstützung vor, wie die Informantin sie im folgenden Zitat anspricht:

„I like going and give some money, so that they can buy whatever they think they don't have“ (Vigilance, 27, Anwältin, Central Province)

Solche und ähnliche Aussagen machten mehrheitlich Frauen aus der *Central-Province*. Die Nähe dieser Herkunftsregionen zu Nairobi trägt zweifellos dazu bei, dass in der Stadt erhältliche Produkte nicht in demselben Ausmaß Statussymbole für Personen sind, die am Land leben, wie dies in den Provinzen im Westen der Fall ist. Dort spielen Geschenke, die symbolisch für das Leben in der Stadt und die jeweilige Beziehung sind, eine erhebliche Rolle. Interviewpartnerinnen nennen in diesem Zusammenhang Produkte wie Zucker, Kleidungsstücke, die nur in der Stadt erhältlich sind, Mobiltelefone oder Radios.

Bei der zweckgebundenen finanziellen Hilfe steht die schulische Ausbildung von jüngeren Geschwistern, Cousins, und anderen Verwandten an erster Stelle. Eine ähnliche Schwerpunktsetzung fällt auch in Bezug auf berufstätige Frauen in anderen Ländern, wie etwa bei Lehrerinnen im Sudan auf (vgl. Willemse 1998: 318).

Von einigen Frauen wurde finanzielle Unterstützung nicht nur an einen Verwendungszweck, sondern auch an Gegenleistungen gebunden:

„I don't mind giving them money, but they should come and do some work“ (Isabella, 39, Reisebüroangestellte, Central Province).

Die zitierte Interviewpartnerin besitzt eine Farm außerhalb Nairobis und unterstützt Nachbarn finanziell, indem sie ihnen kleinere Arbeiten auf ihrer Farm anbietet. Damit versucht sie auch der klischeehaften Vorstellung von den wohlhabenden Personen aus Nairobi entgegenzuwirken und Interesse für eine produktive Zusammenarbeit beim Ausbau lokaler Infrastruktur zu wecken.

Neben der materiellen und finanziellen Zuwendung unterstützten viele der Frauen Familienmitglieder, indem sie ihnen Unterkunft in der städtischen Wohnung und Verpflegung gewährten. Eine Interviewpartnerin meinte mit leicht bitterem Lächeln während einer Gruppendiskussion,

„I think there is nobody here who has not lived or is currently living with a relative“ (Tabel, 36, Angestellte, Western Province)

Dass derartige Besuche zur Belastung werden können, wurde bereits weiter oben erwähnt. Besonders länger dauernde Besuche lösen Frustration aus, aber nur in seltenen Fällen kommt es zu einer offen ausgedrückten Ablehnung von BesucherInnen. Denn auch wenn Besuche eine Störung der Privatsphäre bedeuten, so stellen sie doch gleichzeitig eine weniger kostspielige Unterstützungsform dar. Zudem hatten die meisten Migrantinnen ebendiese Leistungen zu Beginn ihres Aufenthalts in Nairobi ebenfalls in Anspruch genommen.

Parallel zur finanziellen und materiellen Unterstützung bemühten sich die meisten Interviewpartnerinnen ihre Verwandten und Bekannten bzw. die Herkunftsgemeinden auch in anderer Weise zu unterstützen, etwa durch die Weitergabe von Wissen, Anregungen und Informationen, oder durch ihre Rolle als Vorbilder für die jüngere Generation und für Frauen.

Solche Formen der Unterstützung hatten unterschiedliche Reaktionen bei Personen in der Herkunftsregion zur Folge. Sie waren teilweise erwünscht und wurden als Leistungen erwartet, lösten in anderen Fällen Argwohn aus und wurden als Vorwand betrachtet, finanzielle Unterstützung zu verweigern. In einigen Fällen wurden Ratschläge und Informationen als nicht anwendbar auf den ländlichen Kontext, bzw. als „Ideen aus der Stadt“ deklassifiziert. Die Weitergabe von Wissen und Informationen war daher zu Beginn eines Aufenthaltes in Nairobi oft problematisch und setzte einen Reintegrationsprozess voraus. Im Laufe dieses Prozesses versuchten die Interviewpartnerinnen Vorurteile, die durch ihre Migration und durch den Aufenthalt in Nairobi entstanden waren, zu entkräften. Maßgeblich dabei waren die Beherrschung der regionalen Sprache, die Anpassung an die örtlichen Kleiderregeln, regelmäßige Besuche und das Vermeiden einer beherrschenden Weitergabe von Wissen. Eine Interviewpartnerin, welche im Rahmen ihrer beruflichen Tätigkeit Workshops und Seminare zu weiblicher Genitalverstümmelung (FGM) durchführt, nannte die „Partizipationsmethode“ als wirkungsvoll:

„I am not going from here with anything to say ‘circumcision is bad, listen to me!’ no! Because that way they would not listen to me“ (Naomi, 54, Direktorin, Nyanza Province).

Die Motivation, Wissen weiterzugeben und wie in diesem Fall Frauen über ihre Rechte aufzuklären, entstand in den meisten Fällen aufgrund einer Konfrontation mit verschiedenen Lebensarten und soziokulturellen und sozioökonomischen Strukturen in Nairobi. Diese Konfrontation machte die Frauen in der Regel erst auf Missstände in der eigenen Region aufmerksam und zeigte gleichzeitig, dass es Wege gab, das Schweigen über bestimmte Themen zu brechen und als in der Stadt lebende Frau in der eigenen Gemeinde gehört zu werden:

„I couldn't talk about it, because it was not an issue anyway. Through and through I have been looking for an avenue, a channel to break the silence. But then, in 1997, it was discussed in Parliament, and I said to myself if these things can be discussed openly in the Parliament, I can also go back to the countryside and share with my people there“ (Evelyne, 56, Director, Nyanza Province).

Während in dem genannten Fall die Informantin ihr Wissen an eine Gruppe und im Rahmen ihrer beruflichen Tätigkeit weitergab<sup>3</sup>, wendeten sich andere Interviewpartnerinnen an Einzelpersonen, insbesondere an weibliche Familienmitglieder, Nachbarinnen oder jüngere Mädchen aus der Gemeinde. Das vermittelte Wissen konnte sich unter anderem auf landwirtschaftliche Bereiche, auf Geschäftstätigkeiten, Familienplanung oder Kindererziehung beziehen. Häufig wurden auch Informationen zu Ausbildung und Beruf und über das Leben in der Stadt an jene Personen weitergegeben, welche eine Migration nach Nairobi planten.

Eine letzte Möglichkeit für Wissenstransfer – parallel zur privaten und beruflich bedingten – war die Mitgliedschaft in einer institutionalisierten Gruppe. Viele Interviewpartnerinnen gehören berufs- oder herkunftsspezifischen Organisationen an, die es sich unter anderem zum Ziel setzen, ihr Wissen an ländliche Regionen weiterzugeben:

„At times we [the graduates from that area] come together and say 'why don't we give back to the society', and we go there and organize workshops to various issues.“ (Susan, 42, Ärztin, Central Province)

Auch wenn die Informationsweitergabe anfangs häufig von Misstrauen und Argwohn begleitet war, wurden die meisten Interviewpartnerinnen im

---

<sup>3</sup> Die erwähnte Interviewpartnerin ist Direktorin einer NGO, deren Fokus auf die Eliminierung diskriminierender kultureller Praktiken wie FGM liegt.



Laufe der Zeit zu akzeptierten und gefragten Bindegliedern zwischen Nairobi und den Herkunftsgemeinden bzw. Herkunftsfamilien. In dieser Rolle können sie einerseits Wissen weitergeben, und andererseits die Interessen von ländlichen Gruppen in Nairobi vertreten, wie folgendes Zitat ausdrückt:

„I have to be here to be able to meet the donors, and to seek support from the government offices, and to bring it back to them. It is necessary that I belong to both“ (Evelyn, 54, Director, Western Province)

Ihre Präsenz in Nairobi erlaubt es Migrantinnen wie in diesem Fall Unterstützungsgelder sammeln, Anträge für Infrastrukturprojekte zu stellen und bei den für die Anträge zuständigen Personen zu intervenieren.

Durch den Austausch mit der Herkunftsregion, und der Bereitschaft, auf vielfältige Weise zu unterstützen, wurden viele der Frauen zu Vorbildern für jüngere Familienmitglieder und Mädchen oder Frauen aus der Ortschaft. Obwohl dies meist unbeabsichtigt geschah, gab es auch Fälle, in denen Migrantinnen von anderen Personen bewusst als Vorbilder eingesetzt wurden, wie das Beispiel einer Ärztin, die in den Vorstand ihrer ehemaligen Schule berufen wurde, zeigt. Obwohl derartige „Ehrenpositionen“ häufig erwähnt wurden, besteht keine Einigkeit über den letztendlichen Zweck von derartigen Funktionen oder Wünschen:

„At the end it is money. It may come in form of advice, but in the end you just have to part in some money“ (Judy, 31, Deutschlektorin, Western Province)

Judy betrachtete die Forderungen nach ideeller Unterstützung als Vorwand für finanzielle Unterstützung: Indem jemand um Ratschläge für den Aufbau eines Kleinbetriebes in der ländlichen Gegend anfragt, drückt er/sie gleichzeitig den Bedarf nach Startkapital aus. Aussagen anderer Interviewpartnerinnen, insbesondere jener, welche Wissen und Informationen im Rahmen von Seminaren und Workshops weitergeben, widersprachen dieser Aussage. Sie nahmen die Weitergabe von Wissen als eigene Form der Unterstützung wahr. Häufig wiesen die Frauen auch darauf hin, dass die Weitergabe von Informationen nur in Kombination mit finanzieller bzw. materieller Unterstützung Sinn machte.

In einem Punkt stimmten alle Interviewpartnerinnen überein: Töchter unterstützen die Herkunftsfamilie bzw. Herkunftsgemeinde stärker als Söhne. Dies widerspricht einer in Kenia nach wie vor weit verbreiteten Auffassung, dass Verwandte und Eltern eher von Söhnen unterstützt werden würden, wohingegen Töchter nach einer Eheschließung die Herkunftsfamilie verlassen und die Investitionen in die Ausbildung von Töchtern verloren gingen. Eine Interviewpartnerin, welche sich über die fehlende Mithilfe ihrer Brüder bei der Versorgung des Vaters beklagte, der am Land lebt, erwähnte dazu:

„It is such a paradox because in the African society some one would rather have a son than a daughter, and yet it is the daughters who are helping, who are very responsible“ (Judy, 31, Deutschlektorin, Western Province)

Als Begründung für die Sorge der Töchter um das Wohlergehen der Eltern, aber auch um das Wohlergehen der weiteren Familie, wurde in erster Linie auf den engen Kontakt zur Mutter während der Kindheit, auf die emotionale und soziale Verpflichtung gegenüber der Familie als auch auf die Wertschätzung der Schulbildung verwiesen. Insbesondere der enge Kontakt zur Mutter und die frühe Mitarbeit im Haushalt führte dazu, dass Töchter im Gegensatz zu Söhnen über die Bedürfnisse der Eltern besser Bescheid wissen und Bereiche, in denen Unterstützung erforderlich ist, wahrnehmen, ohne darauf hingewiesen zu werden.

### **„Now they don't even look at me as a woman“ Migration, berufliche Karriere und Statusgewinn**

In der Diskussion wurde die Frage aufgeworfen, ob der Kontakt von Frauen zu ihren Herkunftsregionen schwächer sei als der von Männern, oder anders ausgedrückt, ob Frauen „stadtorientierter“ seien als Männer. Die meisten Quellen gehen von einer stärkeren Stadtorientierung bei Frauen aus. So kamen Ludwar-Ene und Wurster (1995) in ihrer Untersuchung über berufstätige Frauen zu der Schlussbemerkung, „that women are neither tied to a single place nor to a place in itself. They rather have relationships with persons who live in certain places and to whom they maintain ties“(ebd., 161). Weiters gehen sie davon aus, dass “financial contributions to people whom they love and for whom they feel responsible are of major

importance, while for men securing their own status also plays an important role“ (ebd, 158).

Lillian Trager erwähnt in ihrer Arbeit emotionale Bindung als eine Ursache für Kontakte, stellt aber auch fest, dass es viele verschiedene Arten von Bindung und Partizipation gibt, die auf andere Ursachen als emotionale Faktoren und bloße Zuneigung schließen lassen (Trager 1995: 283). Auch in der vorliegenden Untersuchung fiel auf, dass es in Hinsicht auf das Ausmaß von Unterstützungsleistungen starke Schwankungen zwischen der Gruppe aus der *Central Province* und der Gruppe aus West-Kenia gab: Die interviewten Frauen aus Zentral-Kenia schienen nur gering in Aktivitäten auf Gemeindeebene involviert zu sein, und beschränkten ihre Beziehungen zu der Herkunftsregion fast ausschließlich auf Familienangehörige. Sie bezeichneten Besuche am Land als „Entspannung vom Leben in der Stadt“; die Möglichkeit zur Interaktion mit ehemaligen Nachbarn oder anderen Mitgliedern der Gemeinde nahmen sie selten wahr,

„Unless maybe there are weddings, social events, there is not so much interaction apart now from my immediate family“ (Joan, 27, Anwältin, Central Province)

Das Interesse an einer Rückmigration in die Herkunftsregion war bei vielen Frauen aus der *Central Province* gering. Sie zogen eine permanente Niederlassung in einer vorstädtischen Gegend im Umkreis Nairobis vor, die einerseits Stadtnähe bietet, andererseits positive Aspekte einer ländlichen Umwelt, wie Ruhe, geringe Bevölkerungsdichte, manchmal sogar die Möglichkeit zur Landwirtschaft aufweist. Unterstützungsleistungen sahen sie in der Regel als Verpflichtung gegenüber der Familie. Viele Interviewpartnerinnen aus dieser Region drückten den Wunsch aus, ihren Eltern ein besseres Leben zu ermöglichen, im Idealfall in Form einer Nachzugsmigration. Lediglich bei jenen Interviewpartnerinnen aus der *Central Province*, welche eine Rückmigration planten, war eine aktive Teilnahme am Leben in der Herkunftsgemeinde, die über die Unterstützung einzelner Personen hinausging, und Bemühungen um die Verbesserung des allgemeinen Lebensstandards vor Ort beobachtbar.

Interviewpartnerinnen aus dem Westen des Landes hingegen hielten ein vielschichtiges Netz an Beziehungen zu Familienmitgliedern, Verwandten, ehemaligen Nachbarn und Mitgliedern der Gemeinde aufrecht,

unterstützten sie individuell, aber auch gemeinsam mit Gruppen und beteiligten sich an Aktivitäten in der Herkunftsgemeinde. Viele Interviewpartnerinnen erwähnten eine geplante Rückmigration in die Herkunftsgemeinde oder in kleinere urbane Zentren in der Herkunftsregion. Um diese Rückmigration möglichst unproblematisch zu gestalten, wurde ein kontinuierlicher Kontakt mit der Region als notwendig angesehen:

„If you have not been going home it is not easy, you might die very fast, because you will not be used to that life and people will just be looking at you“ (Carol, 34, Sekretärin, Nyanza Province)

Sind eine geplante Rückmigration und Verpflichtungsgefühle – ob aus Zuneigung zu Familienangehörigen oder aufgrund kulturell konditionierter Erwartungen – die einzigen Gründe für diese intensive Partizipation?

Trager sieht in der Beteiligung an ländlichen Aktivitäten einen wichtigen Aspekt für den Status berufstätiger Frauen (Trager 1995: 283).

Wie sich in meiner Untersuchung herausstellte, reichen Migration und berufliche Karriere für eine Anerkennung und Respekt von Seiten der ehemaligen Dorfmitbewohner jedoch nicht aus: Es bedarf vielmehr auch einer kontinuierlichen Beziehungsarbeit, Unterstützungsleistungen und regelmäßiger Besuche, um sich von Vorurteilen zu befreien und an Status zu gewinnen:

„They listen to you because they have seen you grow, they have seen what you have done, they watched you go out, study, come back, and mostly like the impact, your impact on the society“ (Susan, 42, Ärztin, Central Province)

Der Statusgewinn drückte sich durch die Übertragung spezieller Funktionen, aber auch durch eine verstärkte Beachtung im Allgemeinen aus:

„Now they sit, they sit down and listen to me more than the way they could have listened to me before“ (Vicky, 31, Tierärztin, Nyanza Province).

Diese neu gewonnene Stimme – durch erfolgreiche Migration, berufliche Karriere und regelmäßigen Kontakten und Partizipation in lokalen Aktivitäten – wurde von vielen Frauen, besonders bei jenen aus Westkenia,

als positiver Bestandteil ihrer Migration mit Blick auf ihre gesellschaftliche Position vor der Migration betont:

„When I was growing up in the family I had no name, so I decided to choose something that will make me be heard or have a name. It improved my status also in the village, because they had to respect me and know that at least this is somebody. But it took some time“ (Vicky, 31, Tierärztin, Nyanza Province).

Solche und ähnliche Kommentare zeigen, dass hinter der Unterstützung und Partizipation in Aktivitäten in der Herkunftsregion nicht nur eine emotionale Nähe und Zuneigung zu Personen besteht, sondern auch die Suche nach Status und Anerkennung, welche in der Stadt aufgrund der dort herrschenden Anonymität, schwer zu finden ist.

Der Statusgewinn in der Herkunftsregion kann also einerseits eine persönliche Bestätigung für die Frauen sein. Andererseits nehmen die meisten Elitefrauen aber auch die Chancen wahr, die ihnen ein derartiger Statusgewinn gibt: Die Teilnahme, beispielsweise als Ehrengäste, an Festivitäten kann eine Bestätigung für ihren Erfolg sein. Derartige Anlässe bieten zudem neue Möglichkeiten, Wissen an andere Frauen weiterzugeben, Informationen zu verbreiten, oder Bewusstsein für bestimmte Themen zu kreieren:

“We may be going home because there is a celebration or a ceremony. So you are actually at home in a large group of people, you are sitting together, you joke, but in the process because you have more knowledge we do share with this people“ (Rachel, 35, Universitätsprofessorin, Western Province).

Ähnlich geschieht ein Mitwirken an Infrastrukturprojekten einerseits aus der Motivation heraus, Lebensstandards in ländlichen Gegenden zu verbessern und – sofern geplant – eine Rückmigration zu erleichtern. Gleichzeitig bedeutet die Rolle in derartigen Projekten – als Vermittlerinnen zwischen lokalen Politikern und der Dorfgemeinschaft oder als Informantinnen – die Bestätigung, sich in den Augen der Herkunftsgemeinschaft von traditionellen Rollenerwartungen gelöst zu haben und als erfolgreiches, vollwertiges Mitglied der Gemeinschaft betrachtet zu werden, wie dieses Zitat ausdrückt:

„I think my role has changed. Like there was a project we did together, and the agreed whatever I was telling them. I contributed a lot to the upgrading of the village, because I am able to go and interact with the district officer on this and this, and he was ready to help“ (Irene, 37, Geschäftsfrau, Central Province).

Besonders für jene Frauen, deren Kindheit geprägt war von Diskriminierung und einer allgemeinen geringen Wertschätzung von Mädchen<sup>4</sup>, war nicht so sehr die berufliche Karriere und die erfolgreiche Migration nach Nairobi von Bedeutung, sondern vielmehr die Anerkennung, welche ihnen diese Erfolge auf lokaler Ebene brachten und die sich daraus ergebende Chance, gegen diskriminierende Strukturen anzutreten: Es wurde zu Beginn des Artikels die Frage aufgeworfen, inwiefern Elitefrauen in der Position sind, die Situation von Frauen und Mädchen am Land zu verbessern. Wie gezeigt wurde, hat diese Gruppe von Migrantinnen tatsächlich das Potential, Strukturen und die Wahrnehmung von Frauen in ländlichen Gegenden zu verbessern. Neben einer allgemeinen Unterstützung finanzieren viele Frauen die Ausbildung von weiblichen Verwandten. Sie thematisieren in Workshops oder Seminaren diskriminierende kulturelle Praktiken, sind sich ihrer Vorbildfunktion bewusst und demonstrieren indirekt durch ihre Teilnahme in dertigen Aktivitäten, dass die Investition in die Bildung von Mädchen gewinnbringend sein.

### **„All of us have village homes“ - Schlussbemerkung:**

Forschung zu Land-Stadt Migration und zu Beziehungen zwischen den Regionen fokussiert nach wie vor stark auf MigrantInnen niedriger Einkommenschichten – einer Gruppe, die zweifelsohne einen großen Teil der MigrantInnen, welche jährlich in Städte oder produktivere Regionen migrieren, ausmacht.

---

<sup>4</sup> Wie zu Beginn erwähnt wurde, wurden die meisten Interviewpartnerinnen genderneutral erzogen – innerhalb der Familie wurde in der Regel kein Unterschied zwischen Töchtern und Söhnen gemacht. Umso stärker viel demnach der Druck auf, der von der Gemeinde ausgeübt wurde und Eltern teilweise dazu zwang, ihre Töchter beschneiden zu lassen oder Söhnen mehr in ihrer Ausbildung zu fördern.

Ziel dieses Artikels war es, die Migrationserfahrungen und die Sichtweisen auf das Leben in der Stadt und am Land von einer Gruppe aufzuzeigen, welche bislang von MigrationsforscherInnen kaum Beachtung fand. Migration bedeutet für diese Gruppe eine Voraussetzung für berufliche Karriere und für eine Verbesserung des Lebensstandards. Migration bedeutete gleichzeitig aber auch eine Chance, sich aus traditionellen Rollenbildern zu lösen und durch eine kontinuierliche Beziehungsarbeit eine veränderte Rolle in der Herkunftsgemeinschaft, -Familie, -Region zu erlangen. Diese Chance wurde von den meisten Interviewpartnerinnen wahrgenommen, und die neue Rolle wurde aktiv dazu benutzt, soziokulturelle und sozioökonomische Strukturen zu verändern und den Lebensstandard besonders von Frauen am Land zu verbessern. Rückmigration und Verpflichtungsgefühle stellten nur einen Grund für Kontakte zu ländlichen Regionen her, Statusgewinn und der Wunsch, „geschätztes“ Mitglied in einer Gemeinschaft zu bleiben, waren weitere ausschlaggebende Gründe für Kontakte.

Ich möchte an dieser Stelle die Eingangs zitierte Aussage von Trager wiederholen: „For women as well as for men, connections with the home town are crucial, and continue to influence behaviour and actions long after the specific act of moving takes place“ (Trager 1995: 286).

Dieser Beitrag fokussiert auf diese Beziehungen und zeigt Bereiche auf, in denen Beziehungen zu den ländlichen Gegenden das Leben der Frauen prägen. Es werden Situationen dargestellt, in denen die Frauen durch ihre Kontakte Strukturen in der Herkunftsregion beeinflussen können.

Auch wenn diese Kontakte nicht bei allen Interviewpartnerinnen gleich ausgeprägt waren und von vielen ein Leben in Nairobi einer Rückmigration in die Herkunftsregion vorerst vorgezogen wird – Gründe hierfür wurden angeführt – war eine Loslösung von der Herkunftsregion für fast alle unvorstellbar. Ausnahmen bildeten nur jene Frauen, welche sehr jung nach Nairobi gekommen und im Kreis einer Nuklearfamilie aufgewachsen waren. Ihre Kontakte spiegeln Ludwar-Enes und Wursters (1995) Auffassung wieder, dass Beziehungen in der Regel zu Personen bestehen, welchen man sich nahe fühlt, und seltener zu geografischen Orten.

Entgegen dieser Annahme besaßen die meisten Frauen der vorliegenden Studie aber ein komplexes Netzwerk an Beziehungen zwischen und zu Orten, Personen und Institutionen. Obwohl sich einige mehr mit einer Region als mit der anderen Region identifizierten, schien die Mehrheit der

Interviewpartnerinnen „multiple Identitäten“ beizubehalten. Diese Partizipation in verschiedenen Gemeinschaften und Regionen konnte einerseits eine zusätzliche finanzielle und zeitliche Belastung sein, andererseits bedeutete sie langfristig einen Gewinn im Gesamtstatus, indem die Vorteile mehrerer Regionen genützt werden:

„I appreciated life in Nairobi. I think it had helped me to be who I am today. But we know that we are not here forever, we are just here for a while, but time is coming when we finally go back home“ (Elizabeth, 36, Französischlehrerin, Western Province)

### **Abstract**

Migration is a complex phenomenon that involves not only a mere movement, but creates at the same time a variety of networks, connections and interactions across time, places and people. Under the auspices of network- and trans national migration theories, recent studies in the field of migration focused and focus more closely on ties resulting out of migration and the implications which such ties have for people living in the areas of origin and of destination.

Following the ideas of network and Trans national migration approaches, the present study pays close attention to a group of migrants who has so far received only little attention by migration scholars. Taking Nairobi as a case study site, the study examines the migration experiences of professional working women who were born in rural areas across Kenya and moved to Nairobi either during or after their schooling time. Against general assumptions that “successful” female migrants might have little motivation to keep up ties to their rural homes, this article argues that a variety of ties and networks exist between the migrants and their original homes. It is further argued that a multiplicity of factors is responsible at both sides of the networks for the up keeping of ties. While the factors might vary between sending and receiving area, a general interest in the up keeping of ties and networks is observable among the female migrants as well as their relatives, neighbours and family members in the areas of origin.



## Literaturverzeichnis

- Analytical Report on Migration and Urbanisation, Volume VI. Nairobi: Central Bureau of Statistics, 2004
- APITZSCH, Ursula, 2003: Migrationsbiographien als Orte Transnationaler Räume. In: Apitzsch, Ursula (ed.): Migration, Biografie und Geschlechterverhältnisse. Münster: Westfälisches Dampfboot
- BASCH, Linda; GLICK – SCHILLER, Nina; BLANK – SZANTON, Cristina, 1992: Transnationalism: A new Analytic Framework for understanding Migration. *Annals of New York Academy of Science* V. 645, S. 1 – 24
- BUJRA, Janet M., 1979: Women “Entrepreneurs” of Early Nairobi. In: *Canadian Journal of African Studies*, 9/ 2, S. 213 – 234
- CENTRAL Bureau of Statistics, 2004: Kenya Analytical Report in Migration and Urbanisation. Nairobi: CBS
- COQUERY-VIDROVITCH, Catherine, 1997: African Women: A modern History. Oxford: Westview Press
- FINDLEY, Sally E., 1997: Migration and Family Interactions in Africa. In: Adepoju: Family, Population and Development in Africa. London: Zed Books Ltd, S. 78 – 97
- FRANCIS, Elizabeth, 2002: Gender, Migration and Multiple Livelihoods. Cases from Eastern and Southern Africa. In: *The Journal of Development Studies*, 38/5. London, S. 167 – 190
- GUGLER, Joseph, 1997: Gender and Rural – Urban Migration: Regional Contrast and the Gender Transition. In: Fairhurst; Booyesen; Hattingh (ed.): Migration and Gender. South Africa
- INSTITUTE of economic Affairs, 2002: The little Fact book. Nairobi: IEA
- KHASIANI, Anot, 1995: Migration, Women’s Status and Poverty in Kenya. Nairobi: Fasipress
- LELIVELD, André, 1997: The Effects of restrictive South African Migrant Labour Policy on the Survival of rural Households in Southern Africa: A Case Study from Rural Swaziland. *World Development* v. 25, N. 11, S. 1839 – 1849
- LUDWAR-ENE, Gudrun; WURSTER, Gabriele, 1995: Commitment to Urban versus Rural Life among Professional Women in African Towns. In: [Vorname] Reh, Gudrun Ludwar–Ene (ed.): Gender and Identity in Africa. Bayreuth: Beiträge zur Afrika Forschung
- MOOCK, Joyce Lewinger, 1978/79: The Content and Maintenance of Social Ties between Urban Migrants and their Rural Home based Support Groups: The Maragoli Case. In: *African Urban Studies*, 3; S.15 – 31
- NELSON, Nici, 1992: The Women who have left and those who stayed behind: Rural – Urban Migration in Central and Western Kenya. In: Chant, Sylvia (ed.): Gender and Migration in developing Countries. London, New York: Belhaven Press. S. 109 – 139
- ODICOH, Ayoo; KANYI, W.; OYUGI, J., 2001: Women’s Minimum Agenda for the Constitution. Nairobi: CCDG
- O’LAUGHLIN, B. 1995: Myth of the African Family in the World Development. In: Bryceson, D. F. (ed.): Women wielding the Hoe. Lessons from Rural Africa for

- Feminist Theory and Development Practice. Oxford, Washington D.C.: Berg Publishers, S. 63 – 91
- OUCHO, John O. 1996: Urban Migrants and Rural Development in Kenya. Nairobi: University Press
- OYUGI, J., ODICOH, a., WAMBUI, K. 2002: Women's minimum Agenda for the Constitution. Nairobi: Friedrich Ebert Stiftung
- SCHLYTER, A., 1990: Women in Harare: Gender Aspects in Urban – Rural Interaction. In: BAKER, J. (ed.): Small Town Africa. Studies on Urban – Rural Interaction. Seminar Proceedings N. 23, Uppsala: The Scandinavian Institute of African Studies, S. 182 – 192
- STACHER, Irene, 1997: Nairobi: Welstadt oder regionale Metropole? In: Feldbauer, Husa, Pilz, Stacher (ed.): Mega Cities. Die Metropolen des Südens zwischen Globalisierung und FRagmentierung. Reihe HSK, Band 12, Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel; Wien: Südwind
- STRAUSS, Anselm, 1991: Qualitative Sozialforschung: Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen und soziologischen Forschung. München: Fink
- THADANI, Veena, 1978/79: Women in Nairobi: The Paradox of Urban "Progress". In: African Urban Studies, 3. S.: 67 – 83
- TRAGER, L., 1995: Women Migrants and Rural – Urban Linkages in South West Nigeria. In: Baker, Akin – Aina (ed.): The migration Experience in Africa. Uppsala: Nordiska Afrikainstitutet, S. 269 – 288
- VORLAUFER, K., 1985: Frauen – Migrationen und sozialer Wandel in Afrika: das Beispiel Kenya. Erdkunde 39; S. 128 – 143
- WHITE, Luise, 1983: A Colonial State and the African Petty Bourgeoisie: Prostitution, Property and Class Struggle in Nairobi, 1936 – 1940. In: Cooper: Struggle for the City Migrant Labour, Capital and the State in Urban Africa. California, London, New Delhi: SAGE Publications
- WILLEMSE, Karin; OSMAN, Nawal H.; BIJLEVELD, Catrien, 1998: One from the heart: between Family and Friends in Al – Halla, West Sudan. In: RISSEUW, Carla; KAMALA, Ganesh (ed.): Negotiation and Social Space. A Gendered Analysis of Changing Kin and Security Networks in South Asia and Sub – Saharan Africa. London: Sage Publications, S. 295 – 323